

Quoten für Hauptvorträge?

Moralische, soziale und epistemische Aspekte akademischer Quotenregelungen am Beispiel der *Gendered Conference Campaign*¹

Moral, Social, and Epistemic Aspects of Quota Regulations in Academia: The Case of the Gendered Conference Campaign

ANNA LEUSCHNER, HANNOVER

Zusammenfassung: Die *Gendered Conference Campaign* macht auf die Unterrepräsentation von Philosophinnen als Hauptvortragende bei philosophischen Konferenzen aufmerksam, indem Konferenzen, zu denen ausschließlich Männer als Hauptvortragende eingeladen sind, online gelistet werden. Organisatorinnen und Organisatoren philosophischer Konferenzen werden so dazu angehalten, sich um die Inklusion von Frauen bei der Wahl der Hauptvortragenden zu bemühen. Der Aufsatz diskutiert Einwände gegen die Kampagne und hält dagegen, dass sie aus sozialen, moralischen und epistemischen Gründen sinnvoll ist, da sie der Diskriminierung von Frauen entgegenwirkt und epistemische Vielfalt in der philosophischen Disziplin fördert. Abschließend entkräfte ich das Argument, dass die Befürwortung der Kampagne zugleich die Befürwortung einer Männerquote für feministische Konferenzen bedeutet.

Schlagwörter: Gendered Conference Campaign; Frauen in der Philosophie; Quotenregelungen; direkte und indirekte Diskriminierung; feministische Wissenschaftsphilosophie

1 Ich danke Stefan Gärtner, Andrea Klonschinski, David Ludwig, Robert Mitchell und zwei anonymen GutachterInnen für hilfreiche Anmerkungen und Diskussionen des Manuskripts.

Abstract: The *Gendered Conference Campaign* draws attention to the fact that women philosophers are underrepresented as keynote speakers of philosophical conferences. By putting “all-male conferences” online, the campaign urges organizers of philosophical conferences to include women keynotes in the programs. In this paper, I defend the campaign against a number of objections by arguing that it is desirable for social, moral, and epistemic reasons as it corrects for discrimination against women and fosters epistemic diversity in the discipline. Eventually, I critically discuss the argument that an endorsement of the campaign entails an endorsement of the idea that men should be invited as keynotes to feminist conferences.

Keywords: Gendered Conference Campaign; Women in Philosophy; Quota Regulations; Direct and Indirect Discrimination; Feminist Philosophy of Science

1 Einleitung

In vielen akademischen Disziplinen sind Frauen nach wie vor unterrepräsentiert. Dieses Phänomen betrifft nicht nur viele Naturwissenschaften, sondern auch bestimmte Felder der Sozial- und Geisteswissenschaften. Die Philosophie ist eine solche Disziplin, und Philosophinnen und Philosophen diskutieren bereits seit geraumer Zeit über die Gründe: Erklärungsansätze umfassen implizite Vorurteile gegen Frauen, stereotype Bedrohung, Mikroaggressionen oder auch ein sozial kühles Klima („chilly climate“), sowie fachspezifische Anforderungen der akademischen Philosophie, die auf Männer zugeschnitten sind, was Guthoff (2013) mit Bezug auf – und unter Abgrenzung von – Bourdieu als implizit männlichen „(Kollektiv-)Habitus“ bezeichnet. Auf alle diese sozialen Probleme gibt es klare Hinweise: sowohl empirische, soziologische, sozialpsychologische und metaphilosophische Analysen als auch eine steigende Zahl von Berichten betroffener Philosophinnen über Diskriminierung, darunter Berichte über sexuelle Belästigung und marginalisierende und sexistische Bemerkungen sowie über subtilere Formen der Benachteiligung wie soziale Ausgrenzung, fehlende Anerkennung von Leistungen und Nichtbeachtung von Publikationen oder Beiträgen in Diskussionen (z. B. Brownstein und Saul 2016; Crouch und Schwartzman 2012; Haslanger 2008; Hutchison und Jenkins 2013; Lee und Schunn 2011; Leslie et al. 2015; Leuschner und Lindemann 2018). All diese Vorkommnisse von Belästigung, Benachteiligung und Ausgrenzung möchte ich hier als Formen von Diskriminierung verstehen.² Dabei erscheint die Annahme beson-

2 Der hier verwendete Diskriminierungsbegriff ist sehr weit gefasst. Ich fasse

ders plausibel, dass alle diese Formen von Diskriminierung zusammenspielen und so auf direkte und indirekte Weise dazu führen, dass Frauen in der philosophischen Disziplin schlechter Fuß fassen als Männer, ein Erklärungsmodell, das Louise Antony in einer an Virginia Valians Arbeiten angelehnten Analyse als „perfect storm“ bezeichnet hat (Antony 2012; Valian 1998).

Ein Beispiel, das diese Diskriminierung besonders prägnant macht, ist die Häufigkeit philosophischer Fachtagungen, deren Hauptvorträge ausschließlich von Männern gehalten werden. Feministische Philosophinnen und Philosophen haben argumentiert, dass die Normalität solcher „all-male events“ dazu führt, dass das Stereotyp der Philosophie als Männer-Disziplin nicht nur aufrechterhalten, sondern auch weiter gefestigt wird, was sozial, moralisch und epistemisch problematisch ist. Prominent wurde diese Kritik insbesondere durch die von einer Gruppe von Philosophinnen und Philosophen ins Leben gerufene *Gendered Conference Campaign*, deren Ziel es ist, auf einer Website auf solche Tagungen und die damit verbundenen Probleme aufmerksam zu machen (Feminist Philosophers 2018).

Die Kampagne ist innerhalb der Fachdisziplin kontrovers diskutiert worden, wobei die Kontroversen größtenteils in informellen Zusammenhängen (in Gesprächen oder, oft anonym, im Internet) stattgefunden haben. Meines Wissens hat sich bislang nur der Philosoph David Benatar offiziell als Kritiker der Kampagne exponiert, als er 2015 eine Reihe von Einwänden gegen die Kampagne in *Philosophia* veröffentlichte. Im vorliegenden Aufsatz möchte ich diese Einwände diskutieren.

Dabei werde ich nicht darauf eingehen, dass durch Quoten geförderte Personen ihre Kompetenz in Frage gestellt sehen. Diese Befürchtung wird immer wieder von Frauen geäußert, ist aber, wie Anca Gheaus überzeugend argumentiert hat, unbegründet:

darunter alle Formen der Benachteiligung oder Zurückstellung aufgrund von Gruppenzugehörigkeit. Weiterhin wird der Begriff der indirekten Diskriminierung hier nicht in der gängigen Weise verwendet, die Benachteiligungen meint, welche durch scheinbar unproblematische, tatsächlich aber aus Diskriminierung hervorgegangene Verhältnisse begründet sind; ein klassisches Beispiel sind betriebliche Eignungstests für Beförderungen, die bestimmte Personengruppen aufgrund von diskriminierenden gesellschaftlichen Bildungsverhältnissen benachteiligen und dabei fachlich nicht gerechtfertigt sind. In diesem Aufsatz meint indirekte Diskriminierung im rein semantischen Sinne jede Form von Diskriminierung, der Personen mittelbar ausgesetzt sind. Dies wird im Abschnitt 2 erläutert.

“If the proposal was that women should be invited on the *sole* ground of their sex, female quotas would be unfair, and accepting an invitation would indeed pose the threats of humiliation and of undermining women’s achievements. But nobody suggests including women on the sole ground of their sex; being a woman should be acknowledged as one of the legitimate grounds, alongside a minimum threshold of professional competence, for being included.” (Gheaus 2015: 165, Hervorhebung im Original)

Im Folgenden möchte ich diesen Punkt daher vernachlässigen und stattdessen zunächst darauf eingehen, weshalb die Kampagne als Antidiskriminierungsstrategie moralisch (Abschnitt 2) und sozial (Abschnitt 3) gerechtfertigt ist. Abschnitt 4 liefert ein sozialepistemologisches Argument aus der Wissenschaftstheorie dafür, dass die Kampagne auch aus epistemischen Gründen gerechtfertigt ist. Zuletzt diskutiere ich in Abschnitt 5 das Argument, dass diejenigen, die die Kampagne befürworten, aus denselben Gründen auch befürworten müssten, dass Männer als Hauptsprecher zu philosophischen Fachtagungen einzuladen seien, bei denen sie traditionell unterrepräsentiert sind, wie beispielsweise Konferenzen zu feministischen Themen. Ich werde argumentieren, dass sich dieser Schluss moralisch und sozial nicht rechtfertigen lässt, da Männer im Gegensatz zu Frauen nicht gesellschaftlich diskriminiert werden; auch, ob sich das epistemologische Argument auf diesen Fall übertragen lässt, erscheint aus empirischen Gründen zweifelhaft.

2 Das moralische Argument

Dass die moralischen Prinzipien von Gleichheit und Fairness verletzt werden, wenn bei einer Fachtagung keine Frau unter den Hauptvortragenden ist, mag auf den ersten Blick unkontrovers erscheinen. Doch gilt dies auch, wenn Frauen in der betreffenden Disziplin unterrepräsentiert sind? Benatar (2015) hat argumentiert, dass gerade umgekehrt die von der *Gendered Conference Campaign* geforderte Quotenregel, zu jeder Fachtagung zumindest eine Frau als Hauptvortragende einzuladen, eine Ungleichbehandlung bedeute und somit den Männern in der Disziplin gegenüber unfair sei. Dieses Argument beruht auf der Tatsache, dass es bei philosophischen Fachtagungen in der Regel nur zwei bis drei Hauptvorträge gibt. Würde zu jeder Tagung mindestens eine Frau als Hauptvortragende eingeladen, würde dies zur Folge haben, dass etwa 40 Prozent der Hauptvorträge von Frauen gehalten

würden. Da aber Frauen lediglich etwa 20 Prozent³ der oberen Positionen in der akademischen Philosophie bekleiden, würde eine Quote von 40 Prozent Hauptrednerinnen die Männer in der Disziplin benachteiligen (vgl. Benatar 2015: 19).

Dieses Argument beruht auf der Annahme, dass die soziale Zusammensetzung der Hauptvortragenden einer Fachtagung – aus Gründen der Fairness – die soziale Zusammensetzung der betreffenden akademischen Fachgemeinschaft widerspiegeln solle. Das setzt jedoch voraus, dass die soziale Zusammensetzung der betreffenden akademischen Fachgemeinschaft fair und nicht durch Diskriminierung geprägt ist. Benatar nimmt also offenbar an, dass die Unterrepräsentation von Frauen in der Philosophie nicht auf Diskriminierung beruhe. Doch scheint dies angesichts des in Abschnitt 1 erläuterten empirischen Forschungsstandes sowie der Aussagen betroffener Philosophinnen kaum haltbar. Wenn man die wachsende Anzahl der Berichte über Diskriminierung ernst nimmt und den entsprechenden Forschungsstand für solide hält, muss man davon ausgehen, dass der geringe Prozentsatz von Frauen in der akademischen Philosophie maßgeblich auf unfairen Bedingungen für Frauen beruht; folglich kann man eine Frauenquote von 20 Prozent bei den Hauptvorträgen philosophischer Fachtagungen nicht für fair halten (ebenso wenig wie die etwa 20 Prozent der Professuren, die von Philosophinnen bekleidet werden). Umgekehrt erscheint es dann gerechtfertigt, Frauen bevorzugt zu Hauptvorträgen einzuladen, um so Kritik am Status quo zum Ausdruck zu bringen und Benachteiligungen auszugleichen. Unfaire Bedingungen werden so nicht etwa geschaffen, sondern es wird ihnen, im Gegenteil, entgegen gewirkt.

Doch genau diesen Punkt möchte Benatar bestreiten. Das wird bereits in seinem Buch *The Second Sexism* deutlich, in dem er argumentiert, dass Quotenregelungen als Antidiskriminierungsmaßnahmen verfehlt seien, da positive Diskriminierung nur dann gerechtfertigt sei, wenn sie *genau diejenigen* Individuen unterstütze, die tatsächlich Nachteile erlitten haben:

3 Wilhelm et al. (2017) und Schwitzgebel und Jennings (2017) haben gezeigt, dass Philosophinnen allenfalls 25 Prozent der Positionen an US-amerikanischen Fakultäten innehaben; dabei halten sie etwa 37 Prozent der Assistenzprofessuren, aber nur 29 Prozent der Associate und 20 Prozent der Full Professorships. In Deutschland zeigt sich ein ähnliches Abfallen des Frauenanteils von den Studierenden, bei denen Männer und Frauen in etwa gleich vertreten sind, hin zu den Professuren, die nur zu zirka 20 Prozent von Frauen bekleidet werden (Klonschinski 2018).

“An injustice done to a person is rectified by compensating that individual, rather than by compensating other individuals, even if those other individuals share some characteristic with the victim of injustice. This is true even if the shared characteristic was the basis for the discrimination against the individual who suffered the injustice.” (Benatar 2012: 216)

Zunächst ist zu bemerken, dass diese Interpretation der Kampagne als „individuellem Nachteilsausgleich“ insofern am eigentlichen Problem vorbeizieht, als es gar nicht darum geht, bestimmte Personen für erlittene Schädigungen zu kompensieren, sondern die akademische Philosophie gerechter zu machen.⁴ Dennoch scheint mir Benatars Argument wichtig, da er hier ein Bedenken formuliert, das sicherlich viele Kritikerinnen und Kritiker der Kampagne haben. Es scheint mir daher wichtig, auf die Schwächen dieses Arguments genauer einzugehen.

Benatar nimmt an, dass ein bestimmtes „geteiltes Charakteristikum“, das zu Diskriminierung führt, nicht zur Diskriminierung *aller* Träger dieses Charakteristikums führt, sondern dass nur manche Träger dieses Charakteristikums Opfer von Diskriminierung werden. Diese Annahme erscheint jedoch aus zwei Gründen problematisch.

Der erste Grund ist deutlich schwächer als der zweite, da er nicht analytisch ist, sondern nur empirisch begründet: Es gibt schlicht gute Gründe anzunehmen, dass jedes Mitglied einer sozial benachteiligten Gruppe diese Benachteiligung schon einmal auf die eine oder andere Weise zu spüren bekommen hat. Der Schweregrad der jeweiligen Benachteiligung mag variieren – doch man muss sich sicherlich bemühen, in den gegenwärtigen Gesellschaften eine Frau zu finden, die noch nie in irgendeiner Form sexistischer Diskriminierung ausgesetzt war.

Benatar mag einwenden, dass die Benachteiligungen und die ihnen entgegenwirkenden Maßnahmen in demselben Kontext stattfinden müssten, dass also beispielsweise Philosophinnen Diskriminierung *innerhalb ihrer Profession* erlebt haben müssten, um Anspruch auf Kompensation zu haben. Ich halte diese Annahme nicht für besonders überzeugend, da sexistische Diskriminierung Frauen in ihrer akademischen Leistungsfähigkeit beeinträchtigen kann, auch wenn die Diskriminierung ausschließlich in anderen Lebensbereichen stattfindet. Dennoch möchte ich diese Annahme hier zugunsten von Benatars Argument einmal machen. Und ebenfalls nehme ich

4 Mit Dank an eineN anonymeN GutachterIn der ZfPP für diesen Hinweis.

an, dass sich Akademikerinnen finden lassen, auch Philosophinnen, die zu Protokoll geben, sie hätten noch nie in ihrem Berufsleben sexistische Diskriminierung erfahren. Wieso sollten dann diese Frauen Anspruch auf eine Bevorzugung durch eine Quotenregelung haben?

Hier kommt nun der zweite, analytische Punkt ins Spiel, welcher sich aus dem Problem indirekter Diskriminierung, ergibt. Selbst eine Frau, die noch nie persönlich Opfer sexistischer Diskriminierung geworden ist (in ihrem Berufsleben oder außerhalb), ist de facto benachteiligt, wenn sie in einer Gesellschaft lebt, in der sexistische Diskriminierung besteht, in der also andere Frauen Opfer sexistischer Diskriminierung werden. Anders als Benatar annimmt, führt das „geteilte Charakteristikum“, eine Frau zu sein, auch für diese Frauen zu Benachteiligung, da es sie erhöhter Gefahr aussetzt, selbst diskriminiert zu werden. Dass eine Person in dem (impliziten oder expliziten) Bewusstsein lebt, ein intrinsisches Charakteristikum zu haben, das sie einer Gruppe zugehörig macht, die gesellschaftlicher Diskriminierung ausgesetzt ist, wirkt, wenn auch nur indirekt und vielleicht mitunter subtil, einschüchternd und entmutigend und beeinflusst Lebens- und Denkweisen, Gefühle und Entscheidungen.

Ein kurzes Beispiel veranschaulicht dieses Problem sehr gut. Es handelt sich um einen Vorfall aus dem Leben von Phillis Wheatley, der ersten afro-amerikanischen Dichterin, die ihre Arbeiten publizieren konnte. Wheatley wurde in Westafrika geboren und im Alter von sieben Jahren in die Sklaverei verschleppt. In Boston wurde sie von einer reichen, liberalen Familie, den Wheatleys, „erworben“. In der reichen, liberalen Schicht der USA dieser Zeit galt es als nobel, Sklaven zu halten, die wie Familienmitglieder behandelt wurden. Die Wheatleys ließen „ihrer Phillis“ eine umfassende Erziehung in klassischen Sprachen, Literatur und den schönen Künsten angedeihen und förderten ihre Talente nach Kräften. Phillis befand sich so in der widersprüchlichen Situation, dass sie, obgleich Mitglied einer diskriminierten Gesellschaftsgruppe, sozial privilegiert war. So kam es zu folgendem Vorfall:

“Mrs. Wheatley, mindful (because of bad weather) of the health of her protégé [Phillis Wheatley], sent another black servant, Prince, to bring the young girl home in a chaise. [...] When the chaise returned, the good lady drew near the window, as it approached the house and exclaimed, ‘Do but look at the saucy varlet—if he hasn’t the impudence to sit upon the same seat with my Phillis!’ And poor Prince received a severe reprimand for forgetting the dignity thus kindly, though perhaps

to him, unaccountably, attached to the sable person of ‘my Phillis’.”
(Burke 1991: 39–40)

Phillis Wheatley war durch Vorfälle wie diesen stets bewusst, dass ihr Sonderstatus einzig von der Gunst des weißen Establishments abhing und jederzeit enden konnte. Das Bedrückende dieser Situation spiegelt sich in ihrem Werk wider und ist eindrucklich literaturwissenschaftlich und historisch aufgearbeitet worden (vgl. Burke 1991; Carretta 2014).

Das Problem, dass direkte wie indirekte Diskriminierung Personen auch mittelbar in ihrer Handlungsfreiheit und ihrem Selbstbewusstsein einschränkt, wird durch Benatars Argument marginalisiert. Dabei ist es von großer Bedeutung, denn die meisten, wahrscheinlich sogar alle Frauen, erfahren in ihrem Leben mindestens indirekt, also mittelbar Diskriminierung, durch die einschüchternde Erkenntnis nämlich, dass andere Frauen Opfer direkter, unmittelbarer Diskriminierung werden. Daraus ergibt sich, dass alle Frauen, als Mitglieder einer diskriminierten Gruppe, zu einem gewissen Grad benachteiligt sind, und Versuche, diese Benachteiligung durch ausgleichende Maßnahmen wie die von der *Gendered Conference Campaign* geforderte zu korrigieren, erscheinen moralisch sinnvoll. Auch gewichtige soziale Gründe sprechen für die Kampagne.

3 Das soziale Argument

Während sich das bisher ausgeführte moralische Argument auf den Schaden bezogen hat, den die betroffenen Personen durch Diskriminierung erfahren, zielt das nun folgende soziale Argument auf den Schaden ab, den die Gemeinschaft erfährt.

Die sozialen Aspekte, die für die Kampagne sprechen, werden deutlich, wenn man bedenkt, dass eine Quote von etwa 40 Prozent Frauen bei den Hauptvortragenden sämtlicher philosophischer Fachtagungen ermutigend auf Philosophinnen – gerade auch auf den weiblichen Nachwuchs – wirken würde, während es unwahrscheinlich scheint, dass eine Männerquote von etwa 60 Prozent Männer in ihren Karrieren behindern würde. Umgekehrt führt eine Frauenquote von 20 Prozent, wie sie dem gegenwärtigen Geschlechterverhältnis in der Profession entspricht, dazu, dass dieses Geschlechterverhältnis gerechtfertigt erscheint und gefestigt wird. Das wiederum wirkt entmutigend auf Philosophinnen und kann gerade den weiblichen Nachwuchs davon abbringen, eine akademische Laufbahn zu verfolgen (Saul 2013: 50). Hierfür spricht insbesondere auch die „leaky pipeline“: Dass der

Frauenanteil unter den Studierenden noch bei 50 Prozent liegt, unterstreicht die Dringlichkeit, den Anteil von Frauen unter den Keynotes auf mehr als 20 Prozent zu heben. Dies alles unterstreicht, dass die Forderung der *Gendered Conference Campaign* auch dem Verhältnismäßigkeitsprinzip genügt.

EinE GutachterIn dieser Zeitschrift konfrontierte mich hierzu mit einem wichtigen Einwand: Es sind Fälle denkbar (und es gibt solche Fälle auch sicherlich), in denen es einem einzelnen Mann durchaus schadet, dass *häufig* die *etwas* weniger ausgewiesene Kollegin, die zu einem ähnlichen oder demselben Thema arbeitet, eingeladen wird. Meine Kursivierungen deuten bereits an, was ich hierauf erwidern will. Zum einen wird es kaum der Fall sein, dass diese Frau *stets* diesem Mann vorgezogen wird, sondern allenfalls häufig; zum zweiten wird dies nur dann der Fall sein, wenn die Qualifikation der Frau lediglich geringfügig unter der des Mannes liegt. Dagegen finden sich am laufenden Band Tagungen, zu denen eher unbekannte Männer eingeladen werden, während überhaupt keine Frauen auf dem Programm stehen. Dies zeigt sich zum einen an den Beispielen, die von der *Gendered Conference Campaign* selbst genannt werden; zum anderen finden sich entsprechende Berichte von Bevorzugungen geringer qualifizierter männlicher Kollegen, sei es hinsichtlich allgemeiner Anerkennung und Lob, Bezahlung, Beförderung oder auch Einladungen zu Konferenzen; konkrete Berichte aus dem Feld der akademischen Philosophie finden sich auf Jennifer Sauls bekanntem Blog *What Is It Like to Be a Woman in Philosophy?* So beschreiben dort Philosophinnen, wie sie durch Männernetzwerke ausgeschlossen und benachteiligt werden, dass ihre Arbeiten, selbst wenn sie in ausgewiesenen Zeitschriften veröffentlicht sind, weder zitiert, noch überhaupt zur Kenntnis genommen werden, dass sie, im Gegensatz zu weit weniger fachlich ausgewiesenen, oft viel jüngeren männlichen Kollegen, so gut wie nie zu Konferenzen eingeladen werden, und dass sie bei ebendiesen Konferenzen, selbst wenn sie dort über viele Jahre hinweg Vorträge erfolgreich eingereicht und gehalten haben, in ihrem Spezialisierungsbereich also eigentlich gut etabliert sein sollten, auch persönlich häufig ignoriert werden.

Angesichts der Tatsache, dass viele hochqualifizierte Frauen aufgrund direkter und indirekter Diskriminierung die akademische Laufbahn abbrechen (müssen), während viele weniger qualifizierte Männer sie fortsetzen (können), beiße ich daher angesichts dieses Einwands in den sauren Apfel: Wenn ein Mann tatsächlich auf diese Weise so geschädigt wird, dass er seine akademische Karriere aufgeben muss, muss dies in Kauf genommen werden, um den grundsätzlichen Missverhältnissen innerhalb der Disziplin

entgegenzuwirken. Ich halte diesen Fall allerdings aufgrund der vielfältigen bestehenden Formen von Diskriminierung gegen Frauen für sehr unwahrscheinlich (wenngleich er natürlich nicht ausgeschlossen werden kann).

Die *Gendered Conference Campaign* erscheint also nicht nur aus den in Abschnitt 2 genannten moralischen Gründen der Fairness, sondern auch aus diesen sozialen Gründen der Förderung von Frauen, insbesondere dem weiblichen Nachwuchs, gerechtfertigt, denn sie trägt zum Wohle der akademischen Gemeinschaft bei. Benatar führt hier allerdings noch einen weiteren relevanten Punkt an, der in überraschendem Kontrast zu seiner sonstigen Argumentation steht und besondere Beachtung verdient: Er betont, dass andere soziale Gruppen in der akademischen Philosophie noch stärker diskriminiert würden als Frauen, insbesondere ethnische Minderheiten. Wenn es also generell darum gehen sollte, der akademischen Philosophie zu größerer Diversität zu verhelfen, sei es zu kurz gegriffen, nur für Frauen eine Quote zu fordern; die Kampagne sollte besser fordern, dass mindestens ein Hauptvortrag pro Konferenz vom Mitglied einer gesellschaftlich diskriminierten Gruppe zu halten sei, und das müsse nicht unbedingt eine Frau sein (Benatar 2015: 18), zumal diese doch oftmals weit weniger benachteiligt seien als beispielsweise Mitglieder ethnischer Minderheiten (Benatar 2012: 230). Folglich lautet an dieser Stelle seine Konklusion plötzlich nicht mehr, dass die Kampagne grundsätzlich verfehlt, sondern dass sie im Gegenteil zu erweitern sei.⁵ Diesem Punkt schließe ich mich an. Dennoch werde ich mich im Folgenden aus Gründen der Übersichtlichkeit weiter auf die Kampagne im bestehenden Zustand und somit auf Frauen und Frauenquoten beziehen; die Argumente, die ich vorstelle, lassen sich aber allesamt auf andere diskriminierte Gruppen übertragen.

5 Es gilt zwar zu beachten, dass es gesellschaftlich diskriminierte Gruppen gibt, deren Mitglieder nicht ohne weiteres zu erkennen sind, solange sie sich nicht als solche exponieren, beispielsweise GLBTQs (Dutilh Novaes 2011). Im Gegensatz zu Frauen oder Mitgliedern ethnischer Minderheiten haben GLBTQs in aller Regel die Möglichkeit, das Charakteristikum, das sie der Diskriminierung aussetzt, zu verbergen. Dennoch trifft auch auf sie der Punkt zu, dass die bloße Tatsache sie benachteiligt, dass sie einer sozialen Gruppe angehören, die gesellschaftlich diskriminiert wird, weil sie in dem Bewusstsein leben, dieser Gruppe anzugehören. Sie wissen also, dass sie, wenn sie sich exponieren, ebenfalls gefährdet sind, Opfer von Diskriminierung zu werden, und dieses Wissen bedeutet für sie einen Nachteil. GLBTQs sollten folglich nach Möglichkeit ebenso wie die Mitglieder anderer diskriminierter Gruppen in einer umfassenden Diversitätskampagne berücksichtigt werden.

Im Folgenden möchte ich noch einen weiteren Aspekt der Kampagne diskutieren: Es gibt neben den bisher besprochenen moralischen und sozialen Gründen auch epistemische Gründe für Frauen als Hauptvortragende bei Konferenzen, da Konferenzen, die ausschließlich die Arbeiten weißer Männer betonen, Gefahr laufen, epistemisch verlustbringend zu sein.

4 Das epistemologische Argument

In der Wissenschaftsphilosophie der letzten 30 Jahre ist geltend gemacht worden, dass nicht-epistemische (d. h. soziale, moralische, politische) Werte unvermeidlich eine Rolle nicht nur im (im Reichenbachschen Sinne) wissenschaftlichen Entdeckungskontext, sondern, aufgrund empirischer Unterbestimmtheit, auch im Rechtfertigungskontext spielen. Sie beeinflussen Entscheidungen in der Evaluation, Charakterisierung und Interpretation von Daten, in der Hypothesen- und Methodenwahl, in der Begriffsbildung, dem Design von Experimenten und sogar in der Wahl statistischer Signifikanzniveaus (Biddle 2013; Douglas 2000, 2009; Dupré 2007; Kitcher 2011; Rudner 1953; Wilholt 2009). Aus diesem Grunde ist argumentiert worden, dass das sogenannte Wertfreiheitsideal aufgegeben werden müsse. Alternative Ansätze wie Sandra Hardings Standpunkttheorie, Helen Longinos kritischer kontextueller Empirismus und Philip Kitchers Ideal der „well-ordered science“ kamen aufs Tapet. Besonders Longinos sozialpluralistische Position erscheint im hiesigen Kontext interessant.

In Millscher Tradition hat Longino gezeigt, dass soziale Diversität eine entscheidende Rolle für den epistemischen Fortschritt spielt, da die individuelle Perspektive jeder Person, die zwangsläufig von ihren jeweiligen Erfahrungen und ihrem sozialen Hintergrund beeinflusst ist, ihre Wahrnehmung und ihr Verständnis der Welt prägt und so den Weg selbst in abstrakteste Theorien findet. Deshalb funktioniere Wissenschaft dann am verlässlichsten, wenn die im wissenschaftlichen Prozedere getroffenen Entscheidungen von Personen mit so vielen verschiedenen Perspektiven wie möglich befürwortet werden. Je mehr verschiedene Hintergründe die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben, die an einem Forschungsprojekt beteiligt sind, umso unwahrscheinlicher werden thematische oder methodologische Einseitigkeiten und Verzerrungen. Longino bringt dies in einem Aufsatz mit dem programmatischen Titel *How Values Can Be Good for Science*, auf den Punkt:

“[...] social] pluralism turns the value-free ideal upside down—values and interests must be addressed not by elimination or purification strategies, but by more and different values.” (Longino 2004: 137; vgl. auch Longino 1990, 2002)

Der Einbezug von Frauen in wissenschaftliche Diskussionen bedeutet folglich nicht nur, dass Ideen zum Tragen kommen, die andernfalls womöglich übersehen worden wären, sondern auch dass Einseitigkeiten in Themen- und Methodenwahl entgegengewirkt wird und sexistische Überlegungen erkannt und kritisiert werden. Letzteres hat James Robert Brown so formuliert:

“Every example of racist or sexist science that I have ever seen has flourished because there have not been women or racial minorities inside the scientific establishment to take it on.” (Brown 2004: 605–606)

Bekannte Beispiele sind Anthropologie und Verhaltensforschung, Disziplinen, in denen die Beiträge von Frauen zu regelrechten Paradigmenwechseln geführt haben: Plötzlich wurden die Aufgaben der Frauen in Jäger- und Sammlergesellschaften in gleicher Weise zum Gegenstand der Forschung wie jene der Männer. Das Augenmerk wanderte von Aggression und Jagdfähigkeiten hin zur Kooperationsbereitschaft und dem Sammeln, Zubereiten und Konservieren von Pflanzen. Es kam zu einer Revolution im Verständnis der Herstellung von Werkzeugen und der Entstehung des Sozialverhaltens (Brown 2001: 201–204).

In den Geisteswissenschaften zeigt sich der Zusammenhang zwischen sozialer Diversität und epistemischer Vielfalt gleichermaßen: So waren es auch in der Philosophie oft Frauen, die vernachlässigte oder gänzlich unerkannte Forschungsfelder erschlossen; man denke an Care-Ethik, Ökofeminismus, feministische Bioethik, Embodiment, Intersektionalität, Standpunkttheorie oder feministische Wissenschaftstheorie (Friedman 2013: 32; siehe auch Leuschner und Lindemann 2018). Frauen eröffnen also nachweislich relevante Perspektiven, die in allein von Männern geführten Diskussionen wahrscheinlich übersehen oder ignoriert worden wären. Aus diesem Grunde erscheint es zusätzlich erstrebenswert, Frauen als Hauptvortragende zu wissenschaftlichen Tagungen einzuladen.

Es ließe sich an dieser Stelle einwenden, dass es, jedenfalls aus epistemischen Gründen, nicht erforderlich sei, Frauen als Hauptvortragende einzuladen, solange Frauen zumindest als Vortragende auf dem Programm stehen und an den Diskussionen teilnehmen. Frauen als regulär Vortragende

und auch im Publikum zu haben reiche aus, um ihre spezifischen Perspektiven und ihre Kritik zu erhalten. Der Einwand ignoriert jedoch, dass Hauptvorträgen ein besonderes Gewicht beigemessen wird. Hauptvortragende bekommen längere Redezeit und müssen sich nicht gegen parallel stattfindende Vorträge durchsetzen. Frauen als Hauptvortragende einzubeziehen ist folglich neben allen sozialen und moralischen Gründen wichtig, wenn eine wissenschaftliche Gemeinschaft danach strebt, den epistemischen Wert sozialer Diversität zu nutzen.

Allerdings wirft dies umgekehrt die Frage auf, ob Männer aufgrund derselben moralischen, sozialen und epistemischen Gründe, die dafür sprechen, Frauen als Hauptvortragende zu Konferenzen einzuladen, bei denen sie unterrepräsentiert sind, zu Konferenzen eingeladen werden sollten, die andernfalls nur weibliche Hauptvortragende hätten, wie beispielsweise Konferenzen zu feministischen Themen. Benatar (2015: 15) kommt zu diesem Schluss, der hier abschließend kritisch geprüft werden soll.

5 Sollten Männer zu Feminismus-Konferenzen eingeladen werden?

Im Folgenden möchte ich versuchen, die in den Abschnitten 2, 3 und 4 mit Blick auf die *Gendered Conference Campaign* vorgebrachten Argumente auf die Situation von Konferenzen, die typischerweise Männer exkludieren, zu übertragen. Es wird sich dabei zeigen, dass dies zu Komplikationen führt. Ich beginne zunächst mit dem epistemologischen Argument, da dieses auf den ersten Blick am ehesten für eine Männerquote bei Konferenzen zu sprechen scheint.

Das epistemologische Argument à la Longino legt nahe, dass ein Einbezug der Perspektiven von Männern eine Integration wichtiger, nämlich neuartiger Ideen in die feministischen Debatten bedeutet. Benatar hat diesen Punkt ebenfalls betont, allerdings hebt er ausschließlich auf den epistemischen Wert ab, den die seiner Meinung nach von Männern erwartbare Kritik an feministischen Dogmen hätte:

“My claim is not that there is no disagreement among feminists or within feminist associations. Instead it is that there are severe constraints on the range of views that are tolerated within such circles. The upshot is that the most trenchant criticisms of current orthodoxies within feminism and of feminism’s excesses are shut out. Feminism, like other philosophical projects, would be benefited if it were more

open to critical views. Inviting speakers [...] who would provide such perspectives would be an important corrective for *explicit* bias against such perspectives.” (Benatar 2015: 21–22, Hervorhebung im Original)

Es ist allerdings fraglich, ob männliche Philosophen gegenüber feministischen Ideen tatsächlich auf eine solche Weise kritisch sind, dass feministische Philosophinnen sie am liebsten ignorieren und ausschließen. Es herrscht zwar tatsächlich kaum ein Mangel an Kritik feministischer Ideen, doch diese kommt mitunter auch von Frauen, und es erscheint in vielen Fällen angemessen, sie zu ignorieren.

Doch gibt es durchaus männliche Philosophen (und Forscher aus anderen Fachgebieten), die zu feministischen Diskussionen wichtige und originelle Punkte beigetragen haben, die sonst möglicherweise übersehen worden wären. Man denke nicht nur an Klassiker wie Mills Argument gegen Zensur (Mill 1859/2008, ch. 2) oder seinen Essay *The Subjection of Women* (Mill 1869/2008), sondern auch an solch richtungsweisende Analysen wie Gerhard Sonnerts und Gerald Holtons Studie *Who Succeeds in Science?* (Sonnert und Holton 1995), die signifikante methodologische Unterschiede im Arbeitsverhalten von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aufgedeckt hat.

Auch Philip Kitchers „Millsches Argument gegen Forschungsfreiheit“ wäre zu nennen, mit dem Kitcher zeigt, dass es aufgrund gesellschaftlich verankerter politischer und epistemischer Asymmetrien unmoralisch ist, bestimmte Forschungsfragen zu untersuchen, wie beispielsweise die nach biologischen Differenzen in der Intelligenz von Männern und Frauen (Kitcher 2001: ch. 8). James Robert Browns (1997) Argumente für Quotenregelungen sind so brillant wie Liam Kofi Brights Erklärung der “productivity gap” (Bright 2017). Und dies ist nur eine kleine Auswahl wichtiger Beiträge von Männern zu feministischen Diskussionen. Es erscheint also aus epistemischen Gründen in der Tat sinnvoll, Männer zu feministischen Konferenzen einzuladen.

Doch ist die Situation komplizierter, als sie zunächst scheint, da der epistemische Nutzen sozialer Diversität an moralische und soziale Bedingungen gekoppelt ist. Es gibt zwar durchaus auch soziale Erwägungen, die es sinnvoll erscheinen lassen, Männer als Hauptvortragende zu feministischen Konferenzen einzuladen. Doch stehen diesen Argumenten gewichtige Probleme gegenüber. Ich will zunächst kurz auf die Vorteile eingehen, um anschließend die Probleme zu beleuchten.

Ein Vorteil sozial-pragmatischer Art ist, dass das gezielte Einbeziehen herausragender männlicher Philosophen in die feministischen Debatten es schwieriger machen würde, feministische Forschung zu marginalisieren. Elisabeth Lloyd (1996) beispielsweise hat gezeigt, dass feministische Wissenschaftsforschung als „anti-science“, nämlich relativistisch, konstruktivistisch und schlicht irrational abgewertet worden ist. Solche Marginalisierung wird befeuert, wenn (so gut wie) ausschließlich Frauen in feministischer Forschung engagiert sind. Das soll nicht bedeuten, dass feministische Veranstaltungen mit ausschließlich weiblichen Hauptvortragenden für die Marginalisierung feministischer Forschung verantwortlich wären. Die Marginalisierung feministischer Forschung wird nicht durch die forschenden Frauen verursacht, sondern durch Männer (und mitunter auch Frauen), die die Arbeit von Frauen herabwürdigen. Dennoch würde genau aus diesem Grunde die Teilnahme namhafter männlicher Wissenschaftler an feministischer Forschung diese Marginalisierung erschweren, während Konferenzen, an denen (fast) ausschließlich Frauen teilnehmen, es Feinden feministischer Ideen leichter machen, ihre Aversionen zu pflegen. Aus diesem Grunde erscheint es sozial sinnvoll, Männer als Hauptsprecher zu feministischen Konferenzen einzuladen. Konferenzen mit ausschließlich weiblichen Hauptvortragenden lassen feministische Anliegen als reine Frauensache erscheinen. Das ist ähnlich problematisch wie die von der *Gendered Conference Campaign* beklagte Tatsache, dass Konferenzen mit ausschließlich männlichen Hauptvortragenden Philosophie als Männersache erscheinen lassen, ein Punkt, den auch Benatar hervorhebt:

“[H]aving feminist conferences in which all the keynote speakers are female *results* in feminism being ‘stereotyped as female’. In other words, it reinforces the stereotype of feminism as a preserve of females. This cannot be good for feminism. Feminists want *everybody*, not just females, to be concerned about inequality of the sexes. If it marks itself out as a female domain, it sends the opposite message.”
(Benatar 2015: 21, Hervorhebung im Original)

Feminismus befasst sich zwar mit den Ursachen und Wirkungen sozialer Unterdrückung und den Möglichkeiten ihrer Verbesserung; dennoch wäre es ein Fehlschluss anzunehmen, dass es allein Aufgabe der Unterdrückten ist, die Verhältnisse zu ändern, so als ob Männer mit den Verhältnissen nichts zu tun hätten. Ein solcher Schluss würde die so fehlgeleitete wie weit verbreitete Idee fördern, dass es nicht die Aufgabe (weißer) Männer sei, die

Probleme von Frauen und anderen diskriminierten Gruppen zu erforschen. Dabei erscheint es falsch, eine soziale Gruppe aus der Erforschung von Problemen auszuschließen, bei denen diese Gruppe eine zentrale Rolle spielt und die relevant für die ganze Gesellschaft sind. Dass es, wie gesagt, so einfach nicht ist, liegt daran, dass es mit Blick auf das moralische, das soziale und das epistemologische Argument essentielle Unterschiede zwischen den beiden Fällen (Konferenzen mit ausschließlich weiblichen Hauptvortragenden und Konferenzen mit ausschließlich männlichen Hauptvortragenden) gibt.

Wenn Organisatorinnen oder Organisatoren feministischer Konferenzen sich anstrengen, mindestens einen männlichen Hauptvortragenden einzuladen, werden Experten in diesem Bereich mit höherer Wahrscheinlichkeit eingeladen als Expertinnen. Diese Asymmetrie ergibt sich, da es hier weniger potentielle namhafte männliche Sprecher gibt. Auf den ersten Blick ist dies das gleiche Problem, das umgekehrt aus der Forderung entsteht, mindestens zu einem Hauptvortrag pro Konferenz eine Frau einzuladen. Diesen Punkt hatte ich bereits in Abschnitt 2 diskutiert und bin dort zu dem Schluss gekommen, dass die höhere Wahrscheinlichkeit, mit der Frauen Einladungen für Hauptvorträge erhalten, wenn die *Gendered Conference Campaign* umgesetzt würde, in der Tat unvermeidbar ist, dies jedoch eine Konsequenz aus der Tatsache wäre, dass Frauen gesellschaftlich diskriminiert werden. Eine 40 Prozent-Einladungsquote für Frauen wäre somit nicht ungerecht, sondern würde vielmehr bestehender Ungerechtigkeit entgegenwirken und den weiblichen Nachwuchs ermutigen. Genau in diesem Punkt unterscheiden sich die beiden Fälle – jedenfalls wenn man annimmt, dass Männer in der feministischen Forschung nicht deshalb unterrepräsentiert sind, weil sie diskriminiert werden, sondern aus mangelndem Interesse. Männer bevorzugt als Hauptvortragende zu feministischen Konferenzen einzuladen erscheint dann fehlgeleitet; es würde bedeuten, ihren ohnehin bestehenden Vorteilen weitere hinzuzufügen, noch dazu in einem der wenigen Forschungsbereiche, in denen Frauen die Mehrheit stellen. Dabei käme erschwerend hinzu, dass Männer aufgrund der Privilegien, die sie gegenüber Frauen haben, bei der Durchführung und Präsentation ihrer Forschung selbstbewusster auftreten (Bright 2017; Leuschner 2019; Sonnert and Holton 1995; Valian 1998). Männer dominieren tendenziell die Diskussionen bei Konferenzen (Hinsley et al. 2017), und so mag man auch mitunter den Eindruck gewinnen, dass die wenigen Männer, die sich in der feministischen Forschung engagieren, deutlich mehr Aufmerksamkeit und Beifall erhalten als gleichermaßen qualifizierte und produktive Kolleginnen. Wenn dieser Eindruck stimmt, so wäre

eine Männerquote für Hauptvorträge bei feministischen Konferenzen epistemisch sogar nachteilig.

Wie schon angedeutet, sind diese Überlegungen zu einem gewissen Grad spekulativ. Weitere empirische Forschung wäre hier wünschenswert, beispielsweise zu den Fragen, warum Männer in der feministischen Forschung unterrepräsentiert sind oder ob die Beiträge von Männern zur feministischen Forschung tatsächlich mehr Aufmerksamkeit und Zuspruch erfahren als die von Kolleginnen. Würde sich, entgegen meiner hier gemachten Annahmen, andeuten, dass Männer, die feministische Forschung betreiben, ebenfalls diskriminiert werden, so würde sich die Situation anders darstellen. Fest steht angesichts des gegenwärtigen Forschungsstands jedoch, dass die Argumente für die *Gendered Conference Campaign* schlüssig sind, wohingegen die Schlüssigkeit des Arguments für eine Männerquote bei feministischen Konferenzen fragwürdig erscheint und weiterer Untersuchung bedarf.

6 Schluss

In diesem Aufsatz habe ich argumentiert, dass die *Gendered Conference Campaign* – auch wenn es konsequent wäre, sie nicht auf Frauen zu beschränken, sondern auch auf andere diskriminierte Gruppen auszuweiten – aus moralischen, sozialen und epistemischen Gründen gerechtfertigt ist.

Moralisch und sozial erscheint es sinnvoll, sich bei Konferenzen um Hauptvorträge von Frauen zu bemühen, da dies bestehender Diskriminierung entgegenwirkt und (besonders auch junge) Philosophinnen ermutigt, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Da Frauen in der akademischen Philosophie nach wie vor stark unterrepräsentiert sind und es inzwischen starke empirische Hinweise darauf gibt, dass diese Unterrepräsentation mindestens zu Teilen auf die direkte oder indirekte Diskriminierung von Frauen zurückzuführen ist, erscheinen Quotenmaßnahmen wie die von der Kampagne vorgeschlagene gerechtfertigt. Eine Frauenquote bei Hauptvorträgen gleicht nicht nur bestehende Ungerechtigkeiten aus, sondern bringt auch eine Missbilligung des Status quo zum Ausdruck und ermutigt Frauen wie Männer in der Disziplin, sich gegen ein sexistisches Klima einzusetzen.

Zwei Kritikpunkte an dieser Position habe ich diskutiert. Der erste besagt, dass Ungerechtigkeit durch Gegenmaßnahmen nur ausgeglichen werden könne, wenn genau diejenigen Individuen von den Maßnahmen profitieren, die auch Opfer jener Ungerechtigkeit geworden sind. Dagegen habe

ich eingewendet, dass grundsätzlich alle Mitglieder einer diskriminierten Gesellschaftsgruppe Opfer einer spezifischen Diskriminierung sind. Selbst wenn ein solches Mitglied nicht direkt persönlich benachteiligt worden ist, muss es in dem Bewusstsein leben, dass ihm dies zu jedem Zeitpunkt passieren kann – es ist somit indirekter Diskriminierung ausgesetzt. Das schafft ein Klima der Einschüchterung und Entmutigung, das für jedes Mitglied einer diskriminierten Gesellschaftsgruppe nachteilig ist.

Der zweite Kritikpunkt besagt, dass eine Frauenquote Männer benachteilige und Ungerechtigkeit schaffe, statt sie zu beseitigen. Ich habe eingewendet, dass die Forderung nach einer Korrelation des Frauenanteils in der philosophischen Fachgemeinschaft mit dem Frauenanteil bei Hauptvorträgen philosophischer Konferenzen eine Befürwortung der bestehenden sozialen Zusammensetzung der akademischen Philosophie bedeutet. Wenn es, wie der derzeitige Stand der empirischen Forschung nahelegt, stimmt, dass die soziale Zusammensetzung der akademischen Philosophie stark von der Diskriminierung bestimmter sozialer Gruppen, darunter Frauen, geprägt ist, dann sollte sich diese soziale Zusammensetzung nicht in der Wahl der Hauptvortragenden von Konferenzen widerspiegeln. Darüber hinaus lässt sich geltend machen, dass eine Frauenquote von etwa 40 Prozent ermutigend auf die Frauen in der Disziplin wirken würde, wohingegen eine komplemente Männerquote von 60 Prozent die Männer kaum in ihren Karrieren behindern würde. Also scheint die Forderung der *Gendered Conference Campaign* auch dem Verhältnismäßigkeitsprinzip zu genügen.

Das epistemologische Argument für die Kampagne beruht auf der Annahme, dass soziale Diversität zu epistemischer Vielfalt führt und somit wechselseitige Kritik fördert, die dem Erkenntnisfortschritt in der Philosophie (ebenso wie in jeder anderen Disziplin) zuträglich ist. In der Tat findet sich in der Philosophie eine Reihe von Forschungsfeldern, die erst durch Frauen erschlossen worden sind.

Gegen dieses Argument ließe sich einwenden, dass es für den epistemischen Gewinn hinreichend sei, Frauen als reguläre Sprecherinnen und Teilnehmerinnen bei Konferenzen zu wissen. Doch würde ein solcher Einwand das Prestige und die besonderen Privilegien von Hauptvorträgen (Hervorhebung auf dem Programm, längere Sprechzeit, keine Parallelvorträge) ignorieren.

Aus all diesen Gründen habe ich geschlossen, dass die von der *Gendered Conference Campaign* geforderte Frauenquote bei Hauptvorträgen philosophischer Konferenzen aus sozialen moralischen und epistemischen

Gründen gerechtfertigt ist, und habe abschließend die Frage diskutiert, ob dies umgekehrt bedeutet, dass auch eine Männerquote bei Hauptvorträgen solcher Konferenzen, bei denen Männer normalerweise unterrepräsentiert sind (wie beispielsweise Konferenzen zu feministischen Themen), gerechtfertigt wäre. Während dies auf den ersten Blick plausibel erscheint, bin ich nach genauerer Prüfung zu dem Schluss gekommen, dass dieses Argument die Privilegien ignoriert, die Männer gegenüber Frauen genießen. Eine Männerquote bei den Hauptvorträgen feministischer Konferenzen würde bedeuten, Männern wiederum Priorität einzuräumen, anstatt, wie bei einer Frauenquote, einer Ungerechtigkeit entgegenzuwirken. Außerdem ist empirisch belegt, dass Männer tendenziell selbstbewusster in der Durchführung und Präsentation ihrer Forschung sind sowie in der Art und Weise, in der sie an Konferenzen, beispielsweise den dort geführten Diskussionen, teilnehmen. Folglich erscheint es selbst aus epistemischen Gründen zweifelhaft, ob eine Männerquote bei feministischen Konferenzen wünschenswert wäre, da dies womöglich eher von epistemischem Schaden als Nutzen wäre. Im Vergleich zu den sehr klaren Gründen für die *Gendered Conference Campaign*, erscheinen jedoch die Gründe, die gegen eine Männerquote bei feministischen Konferenzen sprechen, nach dem derzeitigen empirischen Forschungsstand noch recht spekulativ und bedürfen weiterer Untersuchungen.

Literatur

- Antony, Louise (2012). Different Voices or Perfect Storm: Why Are There So Few Women in Philosophy? In *Crouch and Schwartzman 2012*, 227–255.
- Benatar, David (2012). *The Second Sexism. Discrimination against Men and Boys*. Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Benatar, David (2015). The Gendered Conference Campaign: A Critique. *Philosophia* 43, 13–23.
- Biddle, Justin (2013). State of the Field: Transient Underdetermination and Values in Science. *Studies in History and Philosophy of Science* 44, 124–133.
- Bright, Liam Kofi (2017). Decision Theoretic Model of the Productivity Gap. *Erkenntnis* 82, 421–442.
- Brown, James Robert (1997). Academic Freedom, Affirmative Action, and the Advance of Knowledge. *Interchange* 28 (4), 381–388.
- Brown, James Robert (2001). *Who Rules in Science? An Opinionated Guide to the Wars*. Cambridge (Mass): Harvard University Press.
- Brown, James Robert (2004). Book Reviews: Science, Truth, and Democracy. *The Journal of Philosophy* 101 (11), 599–606.

- Brownstein, Michael und Jennifer Saul, Hrsg. (2016). *Implicit Bias and Philosophy*. Oxford: Oxford University Press.
- Burke, Helen M. (1991). The Rhetoric and Politics of Marginality: The Subject of Phillis Wheatley. *Tulsa Studies in Women's Literature* 10, 31–45.
- Carretta, Vincent (2014). *Phillis Wheatley. Biography of a Genius in Bondage*. The University of Georgia Press.
- Crouch, Margaret A. und Lisa H. Schwartzman, Hrsg. (2012). Gender, Implicit Bias, and Philosophical Methodology. Special Issue. *Journal of Social Philosophy* 43 (3), 205–362.
- Douglas, Heather (2000). Inductive Risk and Values in Science. *Philosophy of Science* 67 (4), 559–579.
- Douglas, Heather (2009). *Science, Policy, and the Value-Free Ideal*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Dupré, John (2007). Fact and Value. In H. Kincaid, J. Dupré, and A. Wylie (eds.), *Value-free Science? Ideals and Illusions*. Oxford: Oxford University Press, 21–41.
- Dutilh Novaes, Catarina (2011). Why a Gendered Conference Campaign and not a Race/Disability Conference Campaign? *New APPS: Art, Politics, Philosophy, Science*. Online: <http://www.newappsblog.com/2011/12/why-a-gendered-conference-campaign-and-not-a-racedisabled-conference-campaign-.html>. Aufgerufen am 29.04.2019.
- Feminist Philosophers (2018). *Gendered Conference Campaign*. Online: <https://feministphilosophers.wordpress.com/gendered-conference-campaign/>. Aufgerufen am 29.04.2019.
- Friedman, Marilyn (2013). Women in Philosophy: Why Should We Care? In *Hutchison and Jenkins 2013*, 21–38.
- Gheaus, Anca (2015). Three Cheers for the Token Woman! *Journal of Applied Philosophy* 32 (2), 163–176.
- Guthoff, Heike (2013). *Kritik des Habitus: Zur Intersektion von Kollektivität und Geschlecht in der akademischen Philosophie*. Bielefeld: Transcript.
- Haslanger, Sally (2008). Changing the Ideology and Culture of Philosophy: Not by Reason (Alone). *Hypatia* 23 (2), 210–223.
- Hinsley, Amy, William J. Sutherland und Alison Johnston (2017). Men Ask More Questions than Women at a Scientific Conference. *PLOS ONE* 12 (10), e0185534.
- Hutchison, Katrina und Fiona Jenkins, Hrsg. (2013). *Women in Philosophy. What Needs to Change?* Oxford: Oxford University Press.
- Kitcher, Philip (2001). *Science, Truth, and Democracy*. Oxford: Oxford University Press.
- Kitcher, Philip (2011). *Science in a Democratic Society*. New York: Prometheus Books.

- Klonschinski, Andrea (2018). #*Metoo und Frauen in der akademischen Philosophie: Der perfekte Sturm*. Online: <https://www.praefaktisch.de/metoo/metoo-und-frauen-in-der-akademischen-philosophie-der-perfekte-sturm/?fbclid=IwAR14s-ObwOgOtZlAc5mgUc27gQucYezYqEvGncEebGZcACCnoTAuB1W95d8>. Aufgerufen am 29.04.2019.
- Lee, Carole J. und Christian D. Schunn (2011). Social Biases and Solutions for Procedural Objectivity. *Hypatia* 26 (2), 352–373.
- Leslie, Sarah-Jane, Andrei Cimpian, Meredith Meyer und Edward Freeland (2015). Expectations of Brilliance Underlie Gender Distributions Across Academic Disciplines. *Science* 347 (6219), 262–265.
- Leuschner, Anna (2019). Why So Low? On Indirect Effects of Gender Bias in Philosophy. *Metaphilosophy* 50 (3), 231–249.
- Leuschner, Anna und Anna Lindemann (2018). On Minor Publications, Thematic Divisions, and Biases in Philosophy: Insights from the Book Review Sections. *APA Newsletter on Feminism and Philosophy* 17 (2), 20–24.
- Lloyd, Elisabeth (1996). Science and Anti-Science: Objectivity and Its Real Enemies. In *Feminism, Science, and the Philosophy of Science*, eds. Lynn Hankinson and Jack Nelson, 217–259. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Longino, Helen (1990). *Science as Social Knowledge. Values and Objectivity in Scientific Inquiry*. Princeton: Princeton University Press.
- Longino, Helen (2002). *The Fate of Knowledge*. Princeton: Princeton University Press.
- Longino, Helen (2004). How Values Can Be Good for Science. In Peter Machamer and Gereon Wolters (eds.), *Science, Values, and Objectivity*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 127–142.
- Mill, John Stuart (1859/2008). On Liberty. In *On Liberty and Other Essays*, ed. John Gray. Oxford: Oxford University Press.
- Mill, John Stuart (1869/2008). The Subjection of Women. In *On Liberty and Other Essays*, ed. John Gray. Oxford: Oxford University Press.
- Rudner, Richard (1953). The Scientist *qua* Scientist Makes Value Judgments. *Philosophy of Science* 20 (1), 1–6.
- Saul, Jennifer (2013). Implicit Bias, Stereotype Threat, and Women in Philosophy. In *Hutchison and Jenkins 2013*, 39–60.
- Schwitzgebel, Eric und Carolyn Dacey Jennings (2017). Women in Philosophy: Quantitative Analyses of Specialization, Prevalence, Visibility, and Generational Change. *Public Affairs Quarterly* 31, 83–105.
- Sonnert, Gerhard und Gerald Holton (1995). *Who Succeeds in Science? The Gender Dimension*. New Brunswick (NJ): Rutgers University Press.
- Valian, Virginia (1998). *Why So Slow? The Advancement of Women*. Cambridge (MA): MIT Press.

Wilhelm, Isaac, Sherri Lynn Conklin und Nicole Hassoun (2017). New Data on the Representation of Women in Philosophy Journals: 2004–2015, *Philosophical Studies* (online first). DOI: 10.1007/s11098-017-0919-0.

Wilholt, Torsten (2009). Bias and Values in Scientific Research. *Studies in History and Philosophy of Science* 40 (1), 92–101.